

rückreichen. Zu einer Zeit, in der Sowjetrußland, diese Fehlentwicklungen zusammenfassend, in einem gewaltigen Experiment der Welt vordemonstriert, daß sie unfehlbar die Vernichtung des Volkstums bedeuten würden, wenn man es nur wagte, sie geradlinig zu Ende zu führen, will ein anderes Land, Deutschland, zu den erprobten und geläuterten Erfahrungen der Jahrtausende zurückkehren und mitten in den größten Schwierigkeiten das Volksleben wieder von seinen naturhaften Grundlagen her aufbauen. Es hat sich damit eine Aufgabe gestellt, die in Bedeutung und Wirkung über jedes andere Problem, selbst das der Arbeitsbeschaffung, noch hinausgeht. Die Geschichte wird aber auch dereinst keinen untrüglicheren Gradmesser für die Echtheit und Nachhaltigkeit der nationalen Erneuerung kennen als die Richtung, die die Lebenskurve des deutschen Volkes seit der Volkszählung des Jahres 1933 nahm.

Wir kennen das Endurteil der Geschichte nicht. Wir können nur mit aller Kraft daran arbeiten, daß es ein anerkennendes, günstiges Urteil werde. Und das wird es sein, wenn das Nein und Ja der Kirche sich verbindet mit dem Nein und Ja des Staates — zum Wohle des Volkes.

Mensch und Tier

Von Peter Lippert S. J.

Der Aufstieg der Menschheit zu den Höhen der Kultur kann gemessen werden an dem Verhalten der Menschen zu ihren Mitgeschöpfen, also vor allem zu ihren Mitmenschen, aber auch zu den andern Lebewesen und auch zu den unbelebten Dingen. Nicht die zunehmende Kunst und Technik in der Ausnützung und Ausbeutung der Umwelt, sondern die zunehmende Sorgfalt, ja Ehrfurcht gegenüber den Mitgeschöpfen bedeutet auch zunehmende Kultur.

In der Behandlung des Tieres hat die Menschheit einen ebenso langen seelischen Weg zurückgelegt, wie ihr geschichtlicher Weg aus den fernen Jahrtausenden ist. Zunächst, gleich beim ersten Auftreten des Menschen auf der Erde, war das Tier der oft abergläubisch gefürchtete Feind, vor dem man sich schützen mußte, dann wurde es das Nutzobjekt als Jagdtier und schließlich nach Jahrtausenden als Haustier. Das Tier war in diesen langen Zeiträumen die Sache, die Ware, das Eigentum des Menschen. Endlich und erst in neuester Zeit beginnt der Mensch in weiterem Umfang — einzelne berühmte Ausnahmen, zu denen Gautama Buddha und seine Jünger gehörten, gab es auch früher schon — auch zum Freund des Tieres zu werden. Die uralte hinduistische und ägyptische Tiervergötterung durchbricht nur scheinbar diese Entwicklungslinie; denn sie gilt nicht dem Tier an sich.

In der Heiligen Schrift, im Schöpfungsbericht, wird das Tier als Herrschafts- und Nutzungsgegenstand für den Menschen bezeichnet. Diese Anweisung hat die christlichen Ethiker lange Zeit dazu verleitet, im Tier ausschließlich das Herrschafts- und Nutzungsobjekt zu sehen. Gewiß haben sie die Tierquälerei immer verworfen, wenigstens theoretisch, aber selbst

ein Heiliger, wie Thomas von Villanova, hat gegen die spanischen Stierkämpfe nur das Gefahrenmoment für den Stierkämpfer einzuwenden gehabt, die psychisch verwüstende Wirkung auf die Zuschauer und die Tierquälerei hat er übersehen. Im Alten Testament war eine gewisse Schonung, ja Erbarmnis mit dem Tier empfohlen: „Der Gerechte sorgt auch für sein Vieh, aber das Herz des Gottlosen ist grausam“ (Spr. 12, 10). Auf vielen Blättern der alttestamentlichen Dichtungen und auch der neutestamentlichen Evangelien kommt sogar eine zarte und sinnige Freude an der Tierwelt zum Ausdruck. Aber diese Ansätze zu einer Würdigung des Tieres haben nicht die volle Beachtung gefunden, die nötig gewesen wäre, um über das bloß sachliche und sächliche Verhältnis zum Tier hinauszugelangen. Die Moralisten und Kasuisten haben bis in die neuere Zeit hinein die Behandlung des Tieres ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der „Gerechtigkeit“ gesehen und untersucht, das heißt unter dem Gesichtspunkt der Ware und der Sache. Unter allen katholischen Moral- und Pastoraltheologen hat wohl Professor Ruland als erster die jungen Priesteramtskandidaten unterwiesen in einer menschlichen Betrachtung und Behandlung des Tieres (Ludwig Ruland, Handbuch der praktischen Seelsorge). Eine zunehmende Verfeinerung des Naturempfindens und der seelischen Formung durch wirkliche Kultur muß notwendig zu einem Verhältnis zwischen Mensch und Tier führen, das sich in den juristischen Kategorien der Sünde, der Pflicht, der sozialen Gerechtigkeit nicht mehr unterbringen läßt, das in die Höhen des Seelischen, des rein Menschlichen hineinreicht, ja des Übermenschlichen und des Charismatischen, wie es in der Tierliebe mancher Heiligen zur Erscheinung kommt.

Es ist selbstverständlich, daß die Tierwelt biologisch und psychologisch unter dem Menschen steht, daß sogar ein Wesensunterschied den Menschen vom Tiere trennt, ein Unterschied, der so groß ist, daß wir das Tier niemals auf die Stufe menschlicher Würde und also auch menschlicher Gleichberechtigung hinaufheben können. Das Tier kann nie eine Persönlichkeit werden, wie es der Einzelmensch ist, kann also auch nie ein Du werden für den Menschen, ein Teilhaber an freier und geistiger Gemeinschaft; denn es fehlt ihm eben an Freiheit und an Geist. Daraus ergibt sich, daß dem Tier immer nur eine dienende Rolle zusteht, daß es der höheren Welt des menschlichen Daseins dienen und nicht schaden darf, daß es im Ernstfall sogar dem menschlichen Wohl als dem höheren Gut geopfert werden muß. Die relative Betrachtungsweise, die der Mensch von Urzeiten an bis heute geübt hat, die ihn den Wertmaßstab der Brauchbarkeit an das Tier anlegen läßt, ist also berechtigt; wenn das Tier als Feind des Menschen auftritt in lebenswichtigen Belangen, wenn es sein leibliches Leben bedroht oder vernichtet, dann muß der Kampf gegen das Tier geführt werden. In diesem Kampf ist der Mensch immer der weit überlegene Sieger; wie viele Einzelmenschen auch fallen mögen, im ganzen ist dieser Kampf bereits heute zu Gunsten des Menschen entschieden. Die Raubtierwelt bildet keine ernstliche Gefahr mehr für den Menschen, und selbst die viel gefährlichere Kleinwelt der Bakterien haben wir so weit zu bändigen gelernt, daß sie nach menschlichem Ermessen den Bestand der Menschheit nicht mehr be-

drohen kann. Aus dem Feind ist der Sklave, der Helfer und Diener des Menschen geworden. Der Mensch hat gelernt, des Tieres Muskelkraft und die Bestandteile seines Körpers bis zur letzten Faser auszunutzen. Das Jagdtier war die erste Eroberung des kriegerischen Urmenschen, das gezähmte Haustier der erste Reichtum der friedliebenden Hirten und Ackerbauer. Und bis heute ist der Viehstand nächst dem Getreideland die sicherste und kulturell wichtigste Grundlage aller Nationalvermögen geblieben. Der Genuß des Tierfleisches scheint notwendig zu sein für die Erhaltung von Leben und Gesundheit; es dürfte sicher sein, daß reine Pflanzenkost nicht ausreicht, die Menschheit im ganzen am Leben zu erhalten. Die tierische Muskelkraft ist in der motorisierten Gegenwart entbehrlicher geworden, was im Interesse eines kultivierten Verhältnisses zwischen Mensch und Tier vielleicht begrüßenswert erscheint. Aber auf der andern Seite geht mit dem Verschwinden der Zugtiere auch ein breiter Bereich von Nähe, Wärme und Gemeinsamkeit verloren; man denke nur an das schöne Verhältnis des deutschen Kleinbauern zu seinen zwei, drei Kühen oder des Beduinen zu seinem Kamel oder des Polarmenschen zu seinen Hunden. Glücklicherweise sind aber gerade diese Beziehungen der Vernichtung durch den Motor noch entgangen und werden vielleicht in irgend einer Form immer erhalten bleiben.

Eine besondere Art von Ausnutzung des Tieres durch den Menschen hat die neuzeitliche Wissenschaft hervorgebracht in ihren Tierversuchen. Die moderne Biologie und Physiologie und vor allem die heutige Medizin wären undenkbar, wenn sie nicht ihre experimentelle Grundlage in zahllosen Tierversuchen hätten legen können. Und auch heute noch und wohl für immer sind die Chirurgie und die Bakteriologie angewiesen auf endlose Versuchsreihen, denen das Tier als Versuchsobjekt dienen muß, also auf Vivisektion, wenn man unter diesem schwer belasteten Wort jede Art von Versuchen versteht, die am lebenden Tier vorgenommen werden. Man kann nicht leugnen, daß auch große Gelehrte, aber noch viel mehr elende Dilettanten ein ungeheures Maß von Greueln verübt haben unter dem Namen und Deckmantel wissenschaftlicher Versuche; zahllose wehrlose Tiere wurden in entsetzlicher Weise zu Tode gemartert, ohne daß um diesen Kaufpreis ein merklicher oder gar erheblicher Gewinn an naturwissenschaftlicher Erkenntnis gewonnen worden wäre. Darum ist die Vivisektion als Experiment am lebenden und schmerzempfindenden Tier mit Recht in Verruf geraten in der heutigen Kulturwelt. Das preußische und bayerische Verbot und das in Vorbereitung befindliche Reichsgesetz gegen Vivisektion sprechen nur das allgemeine und unwiderstehliche Kulturempfinden und Kulturgewissen der heutigen Menschheit aus. Das staatliche Einschreiten gegen Vivisektion in diesem Sinne muß und wird noch in allen Kulturländern gefordert und erreicht werden. Es bleibt freilich die Frage offen, wie weit der Staat die Macht und die Mittel hat, jede „wissenschaftliche“ Tierquälerei zu verhüten; auch die ausgedehnteste Kontrolle wird dazu nicht ausreichen, wenn es nicht gelingt, die schonende Behandlung des Tieres zu einer ebensolchen Selbstverständlichkeit für jeden Kulturmenschen zu machen, wie heute bereits jede rohe Mißhandlung eines

Menschen den unwillkürlichen und einmütigen Abscheu der öffentlichen Meinung hervorruft.

Freilich bestehen da gegenüber dem Tiere besondere Schwierigkeiten, wie sie dem Menschen gegenüber nicht vorliegen. Wie schon gesagt, ist das Tier dem Menschen unterworfen als Helfer und Diener für seine menschlichen Werte, muß also auch geopfert werden, wenn das Wohl des Menschen seine Tötung oder Ausnutzung verlangt. Und das ist in der Frage der Tierversuche ohne Zweifel der Fall. Da wir uns gegen Krankheiten nicht genügend schützen könnten, wenn unserer Wissenschaft die Tierversuche gänzlich verwehrt würden, bleiben diese Experimente auch am lebenden Tier für alle Zeiten gerechtfertigt. Eine andere Frage war allerdings bis in die neueste Zeit, ob diese Versuche immer oder doch zuweilen am schmerzempfindlichen Tier gemacht werden müssen. Solange diese Notwendigkeit zu bestehen schien, konnten auch ernste Forscher mit gutem Gewissen ihre Versuche selbst unter den Todesqualen der Versuchstiere anstellen; die Absicht und Möglichkeit, auf diese Weise vielen Menschen Qual und Tod zu ersparen, war ein genügender Grund, dem Tier Schmerz zuzufügen. Leider konnten aber auch zahlreiche dilettantische und sadistische Experimentierer sich diese Berechtigung anmaßen und haben es getan. Und es wäre auch heute noch schwer, ihnen das Handwerk zu legen, wenn sie es unter wissenschaftlichem Deckmantel betrieben. Aber nach dem heutigen Stand der Wissenschaft ist eben Vivisektion im Sinne eines Tierversuches am schmerzempfindlichen Tier im allgemeinen nicht mehr nötig. Wohl die meisten wirklich notwendigen Experimente können auch am betäubten Tier gemacht werden. Selbstverständlich besteht auch meist kein zureichender Grund, das aus der Betäubung erwachte Tier seinen Qualen zu überlassen.

Immerhin werden auch so noch, nach völliger Durchführung des Verbotes der Vivisektion, wenn sie überhaupt möglich wäre, dem Tiere viele und große Schmerzen bereitet. Daraus erhebt sich die Frage, ob wir überhaupt dem Tier Schmerz bereiten dürfen. Und von der entgegengesetzten Seite her: Warum wir eigentlich dem Tier Schmerz ersparen sollen? Daß wir dem Tier Schmerz bereiten dürfen, ergibt sich schon aus dem Recht, das uns der Schöpfer in unserem höherwertigen Leben verleiht, das Tier in den Dienst unserer Lebensnotwendigkeit zu stellen. Ohne Leid geht das nicht ab, wir können nicht leben, wenn wir nicht die Tiere töten. Selbst wenn wir alle auf den Fleischgenuß verzichten wollten und könnten, müßten wir doch zahllose Tiere töten, um die für unser Leben notwendige Pflanzenkost vor ihnen zu retten. Ja, selbst jede Verwendung des Tieres zu Kraftleistungen ist mit irgend welchem Ungemach verbunden. Wir müssen das Tier seiner Freiheit berauben, müssen ihm die Muskelkraft abgewinnen in systematischer und oft bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit gehender Weise. Wie wir uns und unsere Mitmenschen nicht durchgängig vor Schmerz bewahren können, wie selbst in einer von höchster Kultur, ja von Heiligkeit erfüllten Welt doch das Gesetz des menschlichen Leides, auch der gegenseitigen Schmerzbereitung bestehen bliebe, so auch gegenüber dem Tier. Es gehört wohl auch diese Notwendigkeit zu dem

geheimnisvollen Stand allgemeiner Tragik, unter der „jegliche Kreatur seufzt und in Wehen liegt bis jetzt“ (Röm. 8, 22). Wir können tatsächlich nicht leben in diesem Tal des Todes und der Tränen, ohne daß wir einander und unsern treuesten Tieren mannigfaltige Schmerzen bereiten.

Dabei bleibt aber die Verpflichtung bestehen, diese Schmerzen soviel als möglich einzuschränken und zu mildern und durch unsere technischen Fortschritte auf ein Mindestmaß zurückzuführen. Warum das? Daß wir dem Menschen soviel als möglich das Leid ersparen sollen, ist selbstverständliche Überzeugung eines jeden gesitteten Menschen. Diese Pflicht ist unbestreitbar enthalten in dem Gebot der Nächstenliebe, wie in dem Gebot der naturhaften Gerechtigkeit. Und wir haben gewiß noch lange nicht alle Schmerzen abgeschafft, die in nutzloser und sinnloser Weise dem Menschen bereitet werden von seinen Mitmenschen. Dieses Menschenleid überwiegt alles Tierleid, es übersteigt alle Vorstellungen und Maße. Aber die Größe dieses Greuels gibt uns kein Recht, uns den geringeren Greuel gegenüber dem Tier zu gestatten. Daß auch die Menschen immer noch leiden müssen, ist kein Grund, auch die Tiere willkürlich mitleiden zu lassen. Wir dürfen mit dem Tierschutz nicht warten, bis der Menschenschutz vollkommen durchgeführt ist.

Aber warum sollen wir dem Tiere Schmerz ersparen? Man hat auf die zwar richtige, aber etwas hart klingende juristische Feststellung hingewiesen, daß das Tier kein Rechtssubjekt gegenüber dem Menschen bilden könne. Diese Formel wird leicht mißverstanden: Als ob das Tier, wenn es schon keine Rechtsansprüche an uns stellen kann, auch einer rechtlosen Behandlung preisgegeben wäre, als ob wir keine Pflicht gegen das Tier hätten und willkürlich mit ihm umgehen dürften, wie mit irgend einer toten oder wertlosen Sache. Das wäre ein schreckliches Mißverständnis. Wir haben tatsächlich ernste und weitgehende Pflichten gegenüber dem Tier, wie überhaupt gegen jede Kreatur; selbst über den toten Mammon sind wir nur als Verwalter gestellt, die Rechenschaft schuldig sind, und je höher ein Geschöpf steht, um so sorgfältiger, überlegter, beherrschter, rechtlicher, ja auch liebevoller müssen wir es behandeln. Am nächsten von allen Geschöpfen der sichtbaren Welt steht uns aber die Tierwelt, gerade sie kann also in keiner Weise unserer Laune, Willkür, Herzlosigkeit und Leidenschaft ausgeliefert sein, und zwar vor allem um unser selbst willen, um unserer Menschenwürde, um unseres sittlichen Charakters, um unserer geistigen und gottähnlichen Persönlichkeit willen. Wir verlieren an menschlicher Würde und menschlichem Wert, so oft wir ein Tier in einer Weise behandeln, die nicht mit der Vernunft, mit dem Geist der Gottesdienstbarkeit oder gar der Gotteskindschaft vereinbar ist. Und das geschieht durch jede sinnlose und willkürliche, also grausame Schmerzbereitung. Die Erfahrung lehrt denn auch, daß jeder Mensch, der mutwillig und herzlos die Tiere quält, auch für die Schmerzen seiner Mitmenschen unempfindlich und gleichgültig ist. In dieser Gleichgültigkeit ist allein schon ein Beweis von untermenschlicher Charakterbildung, ja oft von verbrecherischen Anlagen enthalten. Es gibt allerdings auch Menschen, die imstande sind, einen Mitmenschen mit furchtbarer Grausamkeit zu martern, die aber von rührender

Zartheit sind gegen manche Tiere, Vögel, Hunde, Katzen. Es kann eben auch im Scheusal noch eine Spur von Güte und Erbarmung vorhanden sein, und die zu gleicher Zeit bestehende Grausamkeit gegenüber Menschen ist dann entweder eine krankhafte Fehlleitung des Empfindens oder das Ergebnis einer falschen Behandlung, einer lebenslangen Mißhandlung durch Mitmenschen.

Aber warum wirkt die willkürliche Schmerzbereitung so verrohend auf die Menschenseele zurück? Es ist doch auch die willkürliche, durch keine höhere, geistige Rücksicht geleitete und geregelte Lustbereitung in Widerstreit mit der wahren oder doch vollkommenen Sittlichkeit. Und diese wirkt nicht so verheerend und zerstörend auf die Menschlichkeit zurück. Es liegt tatsächlich im Schmerz, sei es des Menschen oder des Tieres, eine Art Würde, eine Weihe, ein Geheimnis, das wir sonst nirgends antreffen. Biologisch gesprochen, ist der Schmerz ein Lebensregulator, er soll das Lebewesen vor Gefahren warnen und schützen. Er hat somit eine Funktion zu erfüllen, die ihm sein Daseinsrecht gibt. Und wer ihm diese Funktion nimmt, wer also den Schmerz in sinnloser Weise zufügt, wer ihn herausreißt aus dem Zusammenhang der Lebensbedingungen, der raubt ihm sein Daseinsrecht, der schafft einen Zustand der Gottwidrigkeit; denn Gott, der Schöpfer, will den Schmerz nur so weit, als die Bedingungen des leiblichen oder des geistigen Lebens in dieser Welt, wie sie nun einmal ist, den Schmerz fordern. Der Schmerz soll nicht zu einem normalen und allgemeinen Zustand werden, auch nicht in der Tierwelt. Gott will, wie wir aus den Äußerungen der Heiligen Schrift ersehen, daß die Tiere sich eines gewissen Wohlseins erfreuen innerhalb des Rahmens der Lebensgesetze, mit denen er die Erhaltung der Lebewesen und das biologische Gleichgewicht der Arten sichergestellt hat; er will, daß sie ihre Nahrung finden, also nicht Hungerqualen leiden müssen, daß sie in Schönheit und Kraft einhergehen und also auch einer gewissen Bewegungsfreiheit sich erfreuen; es ist naturwidrig, ein Tier ohne sittlich gültigen Grund in Gefangenschaft zu setzen.

Aber der Schmerz hat überdies noch einen besondern Charakter. Er läßt sich nicht rein biologisch oder physiologisch als unlustbetonte Reaktion der Empfindungsnerven erklären, er ist in der Tat etwas Religiöses, ja etwas Heiliges im gesamten Bereich der irdischen Kreatur. Und sowohl eine feige, oberflächlich gestimmte Flucht vor allem Leid, wie eine gleichgültige und gedankenlose Bereitung von Leid ist eine Verirrung, die sich irgendwo im Innersten der unsichtbaren Welt vollzieht. Das gilt auch von dem Schmerz, den wir in böser und boshafter Weise dem Tier bereiten. Es scheint ja wohl gewiß, daß die Schmerzempfindungen des Tieres nicht so intensiv und so brennend sein können wie die des Menschen, denn die Nerven, und vor allem das Zentralnervensystem auch der höchsten Tiere, sind weit weniger entwickelt als die der Menschen; auch scheint die helle, zu Reflexion befähigte Bewußtheit im Menschen die Leidensfähigkeit in einer Weise zu steigern, die im reflexionslosen Tier niemals erreicht werden kann. Die Phantasie- und Erinnerungsqualen sind im Menschen von einer Größe und Bitterkeit, die nicht zu beschreiben ist, dem Tier aber sind diese

Schmerzen fast ganz erspart, weil sein Bewußtsein eben nur einen sehr viel engeren Kreis der Vergangenheit und Zukunft umfaßt. Es bleibt aber doch zu beachten, daß die Äußerungen des Schmerzempfindens auch in der Tierwelt, wenigstens der höheren, ganz genau den menschlichen Schmerzausbrüchen gleichen, die Wehelaute und die Zuckungen eines gepeinigten Tieres können ebenso erschütternd und erschreckend wirken wie die eines Menschen. Etwas so Erschütterndes aber ist in den Äußerungen des Schmerzes deshalb, weil er selbst ein tiefes Geheimnis ist.

Es ist mit dem Schmerz wie mit dem Tod. Auch er ist, physiologisch betrachtet, eine alltägliche und banale Sache, eben das Erlöschen der Stoffwechselprozesse im organischen Körper. Aber damit ist nicht entfernt eine Ahnung von dem letzten Mysterium des Todes gegeben. So ist auch der Schmerz, selbst im Tier, ein Vorgang, der irgendwie in die letzten Tiefen des Seins überhaupt hineinreicht, und vor solchen letzten Geheimnissen und Wirklichkeiten geziemt sich Ehrfurcht, daran rührt man nicht in frivoler, willkürlicher und launenhafter Weise. Jede absichtliche Schmerzbereitung muß noch viel tiefer als die Lustbereitung gegründet sein in höheren Notwendigkeiten des Lebens und des Geistes.

Man sagt, diese Scheu vor Schmerzbereitung und die Erziehung des Menschen zu Schonung und Zartgefühl beeinträchtige die Seelenstärke, die Entschlußkraft, die Tapferkeit, überhaupt die Wehrhaftigkeit des Menschen, die doch in diesem von Feinden umlagerten Dasein eine lebensnotwendige Ausstattung des Menschen und der Völker sei. Wenn man unter Wehrhaftigkeit die rein physische Schlagkraft versteht, dann kann man diese Notwendigkeit auf der Kulturstufe, auf der wir heute stehen, füglich verneinen und bezweifeln. Der kriegerische Mensch hat heute keinen Sinn und also auch kein Daseinsrecht mehr; der Menschheit stehen bei einigem guten Willen genügend andere Mittel zur Verfügung als die gegenseitige Massentötung, um lebensgefährliche Interessengegensätze auszutragen. Aber wie dem auch sein mag, die Seelenstärke, die Entschlußkraft und Tapferkeit des Menschen ist nicht gleichbedeutend mit Fühllosigkeit und Roheit gegenüber dem Schmerz anderer Lebewesen. Der tapfere Mensch erträgt mit würdiger Fassung und Haltung den eigenen Schmerz, aber seine Tapferkeit und sein Starkmut wird in keiner Weise vermindert, wenn er andern Lebewesen den Schmerz soviel als möglich zu ersparen sucht. Die Erfahrungen auch des letzten Krieges haben vielmehr gezeigt, daß die tapfersten gerade die geistigen, die seelisch kultivierten, die innerlich edlen und adeligen Menschen sind und daß umgekehrt die nur von rohem, tierischem Ungestüm und von Rauflust geleiteten Menschen auch zu allererst den Instinkten der Panik und der besinnungslosen Angst zum Opfer fallen.

Die relative Betrachtungsweise, die das Tier unter dem Gesichtspunkt seiner Nützlichkeit oder Schädlichkeit für den Menschen würdigt, ist berechtigt und notwendig. Aber sie ist nicht die einzig mögliche und vor allem nicht die höchste und wahrste, sie wird weder dem ganzen Wesen des Tieres noch des Menschen gerecht. Schon die wissenschaftliche Betrachtungsweise, die das Tier nach seiner Eigenart als Naturerscheinung

untersucht und begreift, ist ein Beweis, daß wir dem Tier nicht ausschließlich als Herren und als Gebraucher und Verbraucher gegenüber treten müssen. Aber auch dieses Verhältnis, in das der Forscher zum Tiere tritt, steht noch nicht notwendig auf der Höhe einer rein menschlichen und unser ganzes Menschentum einbeziehenden Würdigung des Tieres. Es ist möglich, daß wir auch als Menschen einfachhin, als Persönlichkeiten dem Tier gegenüber treten und in eine innere, seelisch betonte Beziehung zu ihm kommen: wir können das Tier lieben und uns von ihm lieben lassen. Es ist eine Art Freundschaft zwischen einem Menschen und einem Tierindividuum möglich. Und in dieser Richtung ergibt sich eine neue Art von Rang- und Wertstufen, die ganz verschieden ist von der bloß zoologischen oder utilitaristischen Wertordnung der Tiere. Die tägliche Erfahrung zeigt uns das Bestehen dieser neuen seelischen Rangordnung deutlicher, als alle Theorien das tun könnten: ein Blindenhund, ein Vogel, der vertrauensvoll sein Futter aus unserer Hand zu nehmen pflegt, ein Pferd, das seinen Reiter nicht nur trägt, sondern ihm auch liebend und vertrauend ergeben ist, alle diese Tiere gehören in dieser neuen seelischen Wertordnung einem höheren Rang an als irgend ein Affe, wie menschenähnlich auch sonst sein Aussehen sein mag.

Man kann dieses neue, seelisch bestimmte Verhältnis zum Tier nicht dadurch abtun, daß man es ins Lächerliche zieht, indem man uns etwa zumutet, wir sollten doch auch zum Ungeziefer eine freundschaftliche Haltung einnehmen, oder indem man auf den Hunde- oder Katzenkult hinweist, den einsame alte Frauen treiben. Gewiß ist diese Tierversgötterung und -verhätschelung meist lächerlich, oft sogar abstoßend und sittlich minderwertig. Aber weiß man denn immer, wie solch ein alter, armer, einsamer Mensch zu seiner einseitigen Tierliebe gekommen ist, wie viele bittere Erfahrungen ihn von den Menschen weggetrieben und zu dem vierfüßigen, aber aufrichtigen Freund seiner letzten einsamen Tage geführt haben? Und daß wir nicht zu jeder Art von Tieren, zu Ungeziefer und giftigen Bakterien freundschaftliche Beziehungen halten können, beweist nicht die Unmöglichkeit der Tierliebe überhaupt. Wir können ja nicht einmal zu allen beliebigen Menschen in ein vertrautes und nahes Verhältnis treten, es stehen ja auch nicht alle Menschen, obschon sie der gleichen zoologischen Art angehören, auf gleicher Stufe seelischer Wertigkeit und Würdigkeit, es gibt wirklich Menschen, die uns unerträglich sind, die uns schaden, quälen, ja töten wollen. Es gibt aber auch Menschen, die unser Du werden können, unseres Lebens großes Wunder und unserer Seelen Kraft, Trost und Süßigkeit. Und so gibt es zweifellos auch Tiere, die uns nicht übel wollen, sondern sich mit uns vertragen, ja verständigen möchten, die erst durch üble Erfahrungen lernen, im Menschen die Gefahr, ja den Feind zu sehen, den sie fliehen und hassen müssen. Fast alle höheren Tiere sind für Güte empfänglich, empfänglicher als für Drohungen, sind dankbar für erwiesene Guttaten, sind oft nur allzu vertrauensvoll gegenüber unsern Annäherungsversuchen. Daß auch hier ein ungeheuer weiter Bereich von Gradunterschieden besteht, wer sollte sich darüber wundern, wenn doch schon die menschlichen Charaktere von unübersehbarer Mannigfaltigkeit

sind! Daß eine Schlange von anderer „Gesinnungsart“ ist als ein junges Rehlein, eine Katze von anderem Temperament als eine Kuh, daß ein Raubtier sehr verschieden ist von einem Haustier, das ist selbstverständlich, beweist aber, wie viele Möglichkeiten einer verschiedenen seelischen Haltung, Beeinflussung und Beziehung auch hier bestehen. Ja sogar die Individuen derselben Art haben ihre Differenziertheit, die vielleicht nicht auf so breiten Streifen liegt wie beim Menschen, die aber doch wohl merklich ist. Von den Schweizer Alpenkühen, stolzen und ernsten Geschöpfen, ist keine genau wie die andere in ihrem Charakter, selbst wenn ihre Farbe die gleiche ist und ihr Stammbaum; ihre seelische Art ist sehr individuell, das wissen die Älplerhirten ganz genau.

Aus diesen Verschiedenheiten ergibt sich wenigstens das eine unzweifelhaft, daß im Tier eine seelische Bestimmtheit sein kann, eine Individualität, die zwar nicht an die Einzigartigkeit der geistigen Persönlichkeit heranreicht, die aber genügt, um zwischen einem Menschen und diesem Tiere ein Verhältnis der Liebe, der Freundschaft, des Vertrauens und der Treue entstehen zu lassen. Und niemand wird nachweisen können, daß ein solches Verhältnis in sich menschenunwürdig und unsittlich sei. Gewiß kann es entarten, kann Auswüchse und Einseitigkeiten aufweisen; wenn ein Mensch um seines Tieres willen sein Herz verschließt vor seinen Mitmenschen, wenn er seinen Hund in luxuriösen Gemächern leben läßt, während er den armen Mitmenschen vor die Türe wirft, dann ist das freilich eine grauenvolle Verirrung. Aber selbst in rein menschlichen Beziehungen sind solche Verirrungen möglich: es kann doch vorkommen, daß ein Mensch nur einen einzigen Mitmenschen vergöttert und alle seine Liebeskraft an ihn verschwendet, so daß er hart, feindselig und eifersüchtig eingestellt ist gegen alle übrigen Menschen. Ein solcher Mißbrauch bietet aber selbstverständlich nicht die leiseste Berechtigung, das innig vertraute und gegen die Außenwelt sich abgrenzende Zusammensein von zwei liebenden Menschen überhaupt zu verurteilen, um so weniger, als gerade jede wahre, tiefe und starke Liebe das Herz aufgeschlossen und weit macht auch für andere Wesen. Wer überhaupt einen Menschen mit ganzer und echter Liebe umfängt, der kann nicht ganz hart und roh und böse sein, in dessen Herz wird immer auch ein Fünkchen von Güte, von Vertrauen und Hilfsbereitschaft auch für die übrigen Menschen glimmen.

So wird auch die verständnisvolle Liebe zu einem Tier den Menschen aufgeschlossen machen auch für alle andern Lebewesen, wird ihn empfänglich machen für die Tierwelt, für das Reich des Lebendigen überhaupt, für den unbeschreiblichen Zauber von Schönheit, Geheimnis und Wärme, der über diesem ganzen weiten Reiche liegt. Der Mensch, der für diesen Zauber keinen Sinn hat, entbehrt einen großen, vielleicht den größten Teil des Naturgenusses, der überhaupt möglich ist. Wem aber der Sinn geöffnet ist für das Tier, für die Pflanze, für das Lebewesen an sich, der hat damit Zutritt zu einem unabsehbaren Reich von Schönheit und Glück, das zwar nicht solche Höhen und Tiefen aufweist wie das Reich des Menschentums, das aber doch wahrhaft unerschöpflich ist für die betrachtenden Sinne und für die sinnende Seele. Jedes Lebewesen in Wald und Flur, im Wasser

und in der Luft, jeder emsige Käfer, jeder unermüdliche Vogel, jedes Insekt, das in einem sommerlichen Hochwald summend schwebt, bietet eine nie versiegende Quelle des Staunens, der Entdecker- und der Forscherfreude, der Farben-, der Formen- und der Bewegungsfreude, ja auch sogar der religiösen Anregung und Vertiefung. Kein Geringerer als Jesus Christus selbst hat uns hiefür ein Beispiel gegeben, wenn er in dem Leben der Sperlinge und der Berglilien einen frohmachenden Erweis der Vatersorge Gottes erkannte.

Diese Aufgeschlossenheit für das Wunder der Tierwelt vermag also das Tier an sich zu würdigen und ganz abzusehen von seiner relativen Bedeutung für den Menschen und sein Leben; sie läßt sich ergreifen von dem Geheimnis der Lebendigkeit, der Empfindungsfähigkeit und all der zahllosen seelischen Stimmungen, die auch im Tiere möglich sind; sie erkennt in ihm ein Wunder von Sinngebung, von Geist und Geisterfüllung, das der Schöpfer in jedem Tier, im großen wie im kleinen, vollbracht hat; sie steht erschauernd vor dem Einmaligen, Eigenartigen, vor dem Unersetzlichen und Unwiderbringlichen, das auch im ärmsten Tierleben sich offenbart. Wir können zwar ein solches Leben auslöschen mit leisem Druck, mit einem Fußtritt, mit einem Hauch, aber wir können kein einziges herstellen oder wieder aufwecken, wenn es erloschen ist. Es wird für immer jenseits aller Möglichkeiten menschlicher Technik und Erfindungskraft liegen, auch nur das winzigste und ärmste Lebewesen zu erschaffen. Darin liegt eine Einmaligkeit und Unersetzlichkeit eines jeden Lebens, die uns mit einem heiligen Schauer erfüllen muß, die uns mit erschrockener Ehrfurcht stehen läßt vor jedem Lebendigen. Darum wird der Mensch, der diese Erkenntnis einmal gewonnen hat, niemals willkürlich ein Leben auslöschen, er wird nicht achtlos oder mutwillig den Wurm oder die Schnecke zertreten, die über seinen Weg kriechen, er wird auch die wimmelnden Züge der fleißigen Ameisen möglichst schonen. Gewiß wird er nicht in sentimentaler Weise lieber sich selbst und andere Menschen leiden lassen, als schädliche Tiere abwehren und vernichten; aber er wird den notwendigen Vernichtungskampf immer nur innerhalb der Grenzen einer umsichtigen und sorgsam Vernunft und Liebe führen. Wenn die Kinder meist achtlos und sogar herzlos Tiere vernichten, so ist das kein nachahmenswerter Zug am kindlichen Charakter. Die Erwachsenen müssen darüber hinauswachsen und zu einer sorgsam Achtung und Schonung eines jeden fremden Daseins und Wohlseins sich erziehen. Und wenn sie es nicht tun, bleiben sie eben kindisch und ungezogen, so wie manche Hundeherrn es sind, die ihren Hund wohl ein dutzendmal hintereinander in einen reißenden und kalten Strom hineinhetzen, damit er ein hineingeworfenes Holz heraushole.

Die Einzigartigkeit und Unersetzlichkeit jedes Lebewesens hat ihren letzten Grund in jenem geheimnisvollen Etwas, das wir Seele nennen. Auch die Pflanzen und Tiere tragen es in sich. Wenn es auch nicht die geistige Wesenheit und Kraft besitzt wie im Menschen, so ist es doch von allen bloß mechanischen Kräften und Stoffverbindungen wesentlich verschieden und ihnen unendlich überlegen, insofern selbst eine bis ins

Unendliche vorgetriebene mechanische Kraft- und Konstruktionssteigerung niemals zu einem belebten Wesen führen würde.

Was ist denn nun eine Tierseele? Das Zeitalter des Materialismus ist verflossen, und es wird heute wohl allgemein anerkannt, daß die Tierseele nicht eine Funktion des organisierten Stoffes ist; denn in Wirklichkeit ist die organisierte Zelle selbst eine Funktion der Seele, von ihr bewirkt und getragen. Auch der berühmt gewordene Begriff Entelechie, mit dem Aristoteles zuerst das Prinzip und den Grund des Lebens bezeichnet hat, ist eben nur ein Begriff, der freilich sehr glücklich die Autonomie und die Ganzheit des lebendigen Wesens bezeichnet. Aber in das letzte Wesen gibt auch er keine Einführung, keine Anschauung. So sicher das Leben mehr ist als eine Abfolge chemischer Prozesse, so sicher ist auch die Seele mehr als eine Entelechie. Ihr ganzes Sein läßt sich eben weder in biologische noch in philosophische Begriffe einfangen. Alle diese Begriffe sind ja nur Abkürzungen und Umrisslinien, die weit überbortet werden von der strömenden und ausfüllenden Wirklichkeit, der wir schließlich nicht durch abstrakte Denkformen nahekomen, sondern am ehesten noch durch liebendes Verstehen und verstehende Aufnahme in unser Herz, durch ein Schauen, das etwas von unserem persönlichen Wesen ausgibt und darum auch in das Wesen des andern eindringt.

Welch ein Mystrium hinter der Tiererscheinung steht, ahnen wir zuweilen leise, wenn wir einem Tier ruhig, ernst und liebend ins Auge schauen, einem Reh oder einem dienenden und liebenden Tier, wie es etwa unser Hund sein kann, oder auch einem gefangenen und endlos traurigen, endlos wartenden Raubtier. Aus solchen Tieraugen tritt uns zuweilen ein so furchtbarer Ernst, eine so schwere Frage, ein so erschreckendes Gebot entgegen, wie es uns sonst nur noch aus Kinderaugen entgegenkommt. Es ist, als ob alle diese Wesen ihrem tiefsten Ursprung noch näher wären, weil sie selbst nichts dazu tun konnten, sich von ihm zu entfernen. Wir erwachsenen Menschen bewegen uns allzu oft weg von den letzten Quellen unseres Seins, aber Kinder und Tiere sind immer noch so, wie die göttlichen Schöpferkräfte sie geformt haben.

Wenn wir das Tierwesen liebend und lauschend betrachten und uns in möglichst unbefangener, ungezwungener Beobachtung nicht als bloße Forscher oder Nutznießer, sondern als verstehenwollende Freunde ihm nähern, dann drängt sich uns jedenfalls diese Ahnung oder auch Erkenntnis auf: In die Tierseele ist ein besonders breiter und tiefer Strom des aus Gott stammenden Seins eingegangen, eine ganz besondere und eigenartige Teilnahme an dem Sein, das durch den göttlichen Schöpfungsbefehl ins Dasein trat. Ob dieser aus Gottes Willen kommende Strom nun ungeteilt und einheitlich durch alle lebenden Tierkörper fließt oder ob er sich in selbständigen Tropfen auf alle Individuen verteilt hat, das ist nicht so wesentlich. In jedem Fall ist dem Tier eine höhere Art der Ähnlichkeit und überhaupt der innern Beziehung zu Gott, der geheimnisvollen Relation eigen, die alles Seiende mit Gott verbindet, eine besondere Ursächlichkeit, Hinbezogenheit, Geliebtheit, die freilich in alle Ewigkeit nicht an die „Religion“ heranreicht, die den Menschen mit Gott vereinigt, die aber doch

unbeschreiblich inniger, feiner und wirklicher ist, als sie den untertierischen Wesen zuteil wurde. Es ist doch schließlich wahr, was der Heiland von seinem himmlischen Vater erzählt hat, daß er die Tiere liebe und aus Liebe für sie Sorge und über sie wache, sie nähre, kleide und beschütze. So sehr trägt Gott die Tiere in seinem Herzen, daß keiner der geringen Sperlinge vom Dache fällt ohne das sorgende und sinngebende Wissen des Vaters, der im Himmel ist.

Die theoretische Physik und die wirkliche Welt

Von Adolf Steichen S. J.

Unsere Sinne sind die Quellen, aus denen der Strom unserer stets fortschreitenden Erkenntnisse entspringt. Im Laufe der Zeit wird dieser Wissensstrom immer breiter und tiefer. Die erste Kenntnis, das erste Bild von der Welt wird uns durch die Sinne übermittelt. Wir nennen es kurz unsere Sinneswelt. Sie ist bunt und wechselvoll. Der wissenschaftlich ungeschulte Mensch setzt sie ohne weiteres gleich der Welt, wie sie in Wirklichkeit ist. Die reiche Farbenpracht der Natur, die vielen Töne, Geräusche, Harmonien und Melodien, die zarten Düfte und scharfen Gerüche, die Wärme und Kälte, kurz alles sinnlich Wahrgenommene, sind für ihn ebensoviele Eigenschaften, die, so wie sie wahrgenommen werden, den Dingen der Welt selbst anhaften. Das ist der Standpunkt des naiven Realismus. Es ist der Standpunkt, auf den die Menschheit sich Tausende von Jahren gestellt hat, und auf dem auch heute noch der Durchschnittsmensch steht.

Die ersten Ansätze zur Überwindung des naiven Realismus kann man bereits in der griechischen Philosophie bei den Sophisten finden. Protagoras (444 v. Chr.) lehrte: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge.“ Völlig wurde aber der naive Realismus erst in der neueren Zeit überwunden. Epochemachend war hier das Werk des englischen Philosophen John Locke: „Essay concerning Human Understanding“ (1. Aufl. 1690). Locke unterscheidet zwischen primären (ursprünglichen) und sekundären (abgeleiteten) Eigenschaften der Körper. Zu den primären Eigenschaften rechnet er Ausdehnung, Gestalt, Undurchdringlichkeit, Bewegung, Ruhe und Zahl. Unsere Vorstellungen dieser Eigenschaften sind nach Locke Abbilder, wir stellen uns dadurch die Eigenschaften so vor, wie sie an sich sind. Ganz anders verhält es sich mit den sekundären Eigenschaften: Farbe, Ton, Geschmack, Geruch, Wärme. Unsere Wahrnehmungen dieser Eigenschaften sind keine Abbilder von ihnen. Auch hier gehen zwar Reize vom Körper auf unsere Sinnesorgane aus, aber der Sinn beantwortet diese Reize mit ganz andern Empfindungen, er fügt etwas von dem Seinigen hinzu. Jeder Sinn antwortet auf einen Reiz in einer ihm eigentümlichen Weise. Man nennt das in der heutigen Physiologie und Psychologie die spezifischen Sinnesempfindungen; denn diese Grundanschauungen gelten auch heute noch.